

Beobachtungen einer Wessi in Ossiland

1993 - 1996

3. Kapitel

Die ersten Eindrücke

Wiesbaden, den 14. 2. 1993

Vorgestern, am 12. Februar, stieg ich also in Frankfurt am Main in den Intercity und machte mich auf eine lange Fahrt gefasst.

In Erfurt musste ich umsteigen. Ab hier werden andere Züge eingesetzt. Die haben erstaunlich hohe Einstiegstrepfen. Man muss sich hochziehen, um einsteigen zu können. Dafür aber gibt es Schaffnerinnen, die kleinen Kindern, gebrechlichen Personen und Müttern mit Kinderwagen beim Einsteigen helfen.

Allmählich wurde mir warm. Die Züge waren so überheizt, dass man am liebsten die Fenster weit aufgerissen hätte. Aber die ließen sich nicht öffnen.

Irgendwann verlangsamte sich die Fahrt, und jetzt konnte ich draußen die flache, manchmal leicht hügelige, grüne Landschaft in aller Ruhe betrachten. Kleine Bäche durchzogen die scheinbar grenzenlosen Wiesen, hier und da entdeckte ich ein Straßendorf. Immer wieder grenzten Kiefernwälder an den Bahndamm, um kurz danach die Aussicht in ein weites Tal zu freizugeben. Manchmal blieb der Zug auf offener Strecke für eine Weile stehen, ohne, dass ich einen Grund dafür ausmachen konnte.

Jenas Weichbild begrüßt seine Gäste.

Als der Zug sich dann nach einigen Stunden mit tapferer Geschwindigkeit seinem Reiseziel, dem Westbahnhof in Jena näherte, stand ich am Fenster im Flur des Waggons und sog die Bilder in mich hinein.

Was würde mich erwarten? Ich fragte mich, ob die vielen Schwarzmaler, deren Wünsche und Unkenrufe mich hierher begleiteten, etwa Recht bekommen sollten. Käme ich tatsächlich in eine Stadt voller Dreck und zerstörter Häuser, liebloser Straßenzüge, heruntergekommener Fassaden? Als der Zug nach einer romantischen Waldschlucht-Fahrt in eine Stadt einfuhr, die mich entlang der Zugstrecke mit langen städtischen Häuserreihen begrüßte, und als sich das bunte Weichbild der Stadt vor mir auftat, beruhigte sich mein Puls. Ich entdeckte erstaunlich wenige Kirchtürme. Aber mittendrin ragte ein einzelner, runder, dicker Turm über den Dächern auf. Was mochte das sein?

Bahnhof mit Vogelnest

Als ich ausgestiegen war, stand ich zunächst irritiert auf dem Bahnsteig herum. Nach einer Weile entschloss ich mich, den anderen, auch eben angekommenen Fahrgästen durch eine enge Unterführung zu folgen. Diese war zu meinem Erstaunen nicht - wie ich erwartet hatte - vollgepisst und beschmiert. Sie führte uns auf die Straße vor dem kleinen Bahnhof. Dieser Westbahnhof ist ein älteres, niedriges Backsteingebäude, an dessen Eingang ein schwarzes Metallschild angebracht wurde. Es weist auf den Todesmarsch der Insassen des KZ in Weimar hin, bei dem 1945 die SS die noch lebenden KZ Häftlinge kurz vor dem Einmarsch der alliierten Truppen zu Fuß nach Norden geschickt hatte. Den Leuten hier schien das Schild vertraut zu sein, keiner sah mehr hin. Ich las es in Ruhe durch. Dann ging ich in das Bahnhofsgebäude hinein.

Im Inneren hingen an den Schaltern und Wänden nur Schilder in offensichtlich russischer Sprache. Das machte mich unsicher. Ich suchte zunächst vergebens nach deutschsprachigen Hinweisen, die ich schließlich - klein und unscheinbar - unter den schwarzen, fremden Schriftzügen entdeckte. Ich sah mich weiter um. Es gab keine Papierkörbe, keine Sitzgelegenheiten im Bahnhofsgebäude und auch nicht draußen auf den Bahnsteigen. Ein etwas liebloser Empfang, fand ich. Dazu war es kalt und ich verstand nicht, warum an einem Februartag alle Türen zur Straße und zu den Gleisen hin weit offenstanden. Dann aber bemerkte ich den Vogel, der unbekümmert um das Treiben der Menschen unter ihm, durch die offenstehenden Türen aus und ein flog. Das Nest steckte in einem Mauerspalt unter der Decke, direkt über den Schaltern. Wenn der kleine Vogel quer durch die hohe Halle sauste und kurz vor seinem Nest in Tiefflug überging, duckten sich die Fahrgäste, die am Schalter standen. Keiner hier schien an der Anwesenheit des kleinen Geschöpfes Anstoß zu nehmen. Man hatte den Eindruck, der Bahnhof hätte sich in einem Vogelhaus eingenistet, nicht der Vogel in einem Bahnhof. Ich lächelte ein wenig schief.

Ohne Fahrkarte geht es im Notfall auch.

Ich hatte mir mitten in der Innenstadt von Jena im „Schweizer Hof“, einem modernisierten, kleinen Hotel, eine Unterkunft besorgt. Es war für mich als Ortsfremde nicht ganz einfach, am Busbahnhof vor dem Bahnhofsgebäude die Buslinie herauszufinden, die mich zu meinem Hotel bringen sollte. Als dann der richtige Bus kam, stieg ich ein, im Vertrauen darauf, dass ich die Fahrkarte im Bus lösen könnte. Einen Fahrkartenselbstbedienungsautomaten hatte ich am Busbahnhof nicht gesehen. Aber auch den alten Ikarus-Bus, der dann mit mir rüttelnd und polternd den Magdelstieg hinab sauste, hatte man nicht mit einem Automaten ausgestattet. Ich ging vor zum Fahrer, immer bedacht, nicht zu stürzen. Doch auch der verkaufte keine Fahrkarten. Das müsse man vorher an den Schaltern im Bahnhof direkt erledigen, wurde mir mitgeteilt. Ich ärgerte mich. Jetzt würde ich bestimmt aufgefordert, bei der nächsten Haltestelle den Bus zu verlassen!

Doch der Fahrer meinte: „Setzen Sie sich, sonst fallen Sie noch. Ich sag dann, wenn Sie aussteigen müssen. Zum Schweizer Hof, sagten Sie? Gut, ich sag Bescheid.“

Mein Ärger fiel in sich zusammen und verwandelte sich in Verwunderung. Ich hatte eine solche gelassene Großzügigkeit nicht erwartet.

Auf der Fahrt in die Innenstadt starrte ich aus dem Fenster und versuchte, mir einen ersten Eindruck zu verschaffen. Nein, ich wollte nicht auch die düstere Brille aufsetzen wie meine voreingenommenen Westkollegen. Ich schaute mich vielmehr ängstlich und besorgt um, wie eine Mutter, die Argumente

dafür sammelt, dass ihr Sohn, der dreckbespritzt und blutig vom Sportplatz nach Hause kommt, dennoch liebenswert und wunderbar ist.

Jede bröckelnde und gefleckte Fassade erinnerte mich vage an die Nachkriegszeit in meiner Heimat im Ruhrgebiet und ich erschrak jedes Mal. Aber mein Herz bejubelte die langen, intakten, großstädtischen Häuserreihen am Magdelstiege, die Hinweisschilder zur Universität, frisch renovierte Hotels und das emsige Treiben der Straßenbauarbeiter.

Im Hotel Schweizer Hof haben sie die Ruhe weg.

Mein Hotel fand ich in einer Seitengasse, in der Nähe des großen Turmes, den ich schon vom Zug aus gesehen hatte. Das Straßenpflaster vor dem Hoteleingang lag aufgerissen in Häufchen auf dem reinen Sand. Überall hockten Straßenbauarbeiter und hämmerten auf Pflastersteinen ein. An Passanten war hier wohl nicht gedacht worden. Ich drückte mich schließlich an den Abgrenzungen der Baustelle vorbei, um ins Hotel zu gelangen.

Die Hotelhalle dämmerte leer vor sich hin. Die Einrichtung wirkte modern und gepflegt. Ich ging zum Edelmohlr-Tresen, denn dahinter sah ich zwei Hotelmitarbeiter, eine Frau und einen Mann, die miteinander redeten. Ob sie von meiner Ankunft Notiz genommen hatten, war nicht zu erkennen. Sie sprachen immer weiter und ich stand etwas verloren da. Es dauerte. Das Gespräch drehte sich offensichtlich um einen Vorfall beim Einkauf für das Hotel am gestrigen Tag. Man versuchte, die Ursachen zu ergründen und den Schuldigen auszumachen.

„Ä, häm!“, räusperte ich mich schließlich laut. Die Frau sah gestört auf und richtete sich dann sofort wieder an ihren Kollegen. Ich bemühte mich, meinen Humor zu bewahren. ‚Hier kuschen die Verkäufer und Bediensteten eben nicht vor ihren zahlenden Gästen‘, sagte ich mir. Doch je länger die Sache dauerte, irgendwann stiegen in mir doch Ungeduld und Ärger auf. Ich setzte mich resigniert auf einen der eleganten Stahlrohrsessel, die um einen gläsernen Besuchertisch standen und versuchte, meinen Unmut zu besänftigen.

Dann schien die Frage geklärt. Die Frau verschwand und der Mann wandte sich nun freundlich an mich, den Gast. Er schien nicht im Geringsten ein schlechtes Gewissen zu haben, entschuldigte sich auch nicht für die kleine Wenigkeit, die er mich hatte warten lassen.

Und jetzt ging alles seinen Gang. Ich fragte noch nach einem Stadtplan, einem Telefonbuch und einer Flasche Wasser. Mit dem Letzten konnte der Hotelangestellte dienen. Das Telefonbuch brachte er mir dann zwei Stunden später aufs Zimmer. Ich bekam den Schlüssel und stieg eine enge Treppe hinauf ins Dachgeschoss. Der Fahrstuhl ging nicht bis unters Dach, außerdem war er heute nicht in Betrieb.

Dann saß ich allein in meinem Zimmer. Hier empfing mich ein Bett, ein Schrank, sogar ein kleiner Schreibtisch, alles ein wenig eng, aber gemütlich. Auf dem Tisch stand eine Vase. Blumen gab es nicht. Schließlich war ja erst Februar. Ich setzte mich auf das Bett und prüfte die Härte der Matratze. Ich war zufrieden und legte mich hin. Sekunden später erhob ich mich wieder. Ich fühlte mich zu angespannt, um mich ausruhen zu können. Ich schüttelte den Kopf über meine eigene merkwürdige Ungeduld, meine Empfindlichkeit, die ich wohl mitgebracht haben musste, und die hier bei diesen Menschen kein passendes Gegenstück fanden. Die Leute verfügten anscheinend über mehr Zeit, sie schienen nicht von einem ständigen inneren Stress geplagt und angetrieben, sie verhielten sich freundlich, aber sie überstürzten sich nicht für den Gast aus dem Westen.

Irgendwo tat es mir gut, mit meiner nervösen Stresshaltung ins Leere zu laufen.

Aus dem Fenster in der Dachschräge blickte ich weit über die Innenstadt mit ihren Gassen und kleinen Häuserreihen. Ganz rechts sah ich den dicken Turm, dahinter einen großen, unbebauten Platz voller Autos.

Ich zog noch einmal meinen vorbereiteten Vortrag heraus. Für 14.00 Uhr hatte ich ein Taxi bestellen lassen, viel zu früh eigentlich. Ich hatte noch zwei Stunden Zeit. Das Taxi kam pünktlich.

Sightseeing-Tour per Taxi

Es war ein kalter, nebliger Februartag.

„Ich möchte auf jeden Fall die Saale sehen“, sagte ich zu dem Taxifahrer, den ich gebeten hatte, mich ein bisschen in der Stadt herumzufahren, bevor er mich dort absetzen sollte, wo ich meinen Bewerbungsvortrag halten würde.

Der Taxifahrer zeigte ein klein wenig Verwunderung über diesen Wunsch. Misstrauen spürte ich nicht. Darüber war ich froh, noch froher allerdings, dass der Taxifahrer keinerlei Anwendungen zeigte, mir seine Stadt anzupreisen oder sich anzudienen. Er fuhr seinen Gast herum, nannte die Namen der Sehenswürdigkeiten und Gedenkstätten. Und zunehmend flocht er kleine, hingeworfene Kommentare ein: über die Verkehrsentwicklung der letzten Jahre, über unsinnige Straßenverkehrs-Entscheidungen, über die Arbeitslosenquote, die Wirtschaftspolitik der früheren Regierung, die ausbleibenden Investoren aus dem Westen.

Wie es ich wünschte, fuhr er mich dann zur Saale, in die Gegend, die aus für mich nicht einsichtigen Gründen „Paradies“ heißt. Dort dümpelten ein paar Schwäne im februargrauen Wasser. Das Taxi lenkte auf eine Brücke. Während wir die Saale überquerten, teilte er mir nüchtern mit, dass diese Brücke eigentlich gesprengt gehöre. Sie sei nicht mehr sicher.

Er wäre mit mir auch noch nach Jena-Ost gefahren, nach Lobeda und zu den Saaleburgen, wenn wir mehr Zeit gehabt hätten. Er kutscherte mich durch Jena mit einem Ausdruck, als wolle er sagen: ‚Na was sagst du, gefällt es dir, willst du kommen oder meinst du, du solltest es lieber lassen?‘ Die Antwort schien nicht sonderlich wichtig für ihn. Er erwartete nichts von mir. Es war ihm egal. Ich fühlte mich erleichtert, dass hier niemand auf den Westen sauer zu sein schien. Sie hatten die D-Mark gewählt und warteten nun, was ihnen die Wessis bringen würden. Sie sahen den Taten der freiwillig herbeigerufenen Besatzung halb erfreut, halb skeptisch zu.

Irgendwann war es dann an der Zeit, hinauf zur Fachhochschule auf dem Berg zu fahren.

Bewerbungsgespräche im alten Fabriksaal

Es war eiskalt in dem großen Raum im obersten Stock dieses alten Zeiss-Verwaltungsgebäudes an der Tatzendpromenade, wo die neue Fachhochschule untergebracht war. Die Heizung war ausgefallen. Und wahrscheinlich haben alle gefroren, außer mir. Ich glühte vor Konzentration und Anspannung. Aber alles ging gut.

Die Studenten, vor denen ich meinen Vortrag gehalten hatte, fragten, welchen Eindruck Jena auf mich mache. Ich erwiderte, ich sei erregt durch diese Stadt gegangen, erschrocken über manche Fassade und den Zustand einiger Straßen und Häuser, aber auch entzückt von der Atmosphäre, von dem einen oder anderen erfreulichen Anblick und von verschiedenen kleinen Erlebnissen.

Eine Studentin meinte, sie hätte ein halbes Jahr im Westen gelebt und fände unsere Städte steril und zu perfekt. Ich stimmte ihr zu, sagte noch etwas von dem erdrückenden Zwang, den unsere schicke und scheinbar so individuelle Mode auch auf uns ausübe.

Ein Thüringer Steak kann schon überraschen.

Ich war an diesem Tag die letzte Bewerberin. Alle standen auf und gingen ihrer Wege.

Die Gründungsdekanin und zwei Mitglieder der Berufungskommission luden mich ein, noch mit ihnen gemeinsam essen zu gehen. Ich stimmte erfreut zu. Wir liefen den Magdelstieg zur Stadt hinunter. Auf halbem Weg stand eine Tafel auf dem Bürgersteig vor dem „Thüringer Hof“, auf der ein saftiges Steak angekündigt wurde. Ich merkte mit einem Mal, dass ich den Tag über nichts Richtiges gegessen hatte. Ein Steak schien mir da gerade recht.

Zu meiner Enttäuschung schmeckte das Steak nach Hausmannskost. Es lag in einer braunen Sauce, die zu speisen ich nicht noch einmal vorhabe. Die drei Einlader beobachteten amüsiert meine entgleisenden Gesichtszüge und grinsten. „Wir sind hier in keinem Steakhaus. Aber man gewöhnt sich dran“, tröstete mich die Dekanin.

„Was alles wird mir hier noch aufstoßen“, überlegte ich erschrocken. Ich äußerte meine Gedanken lieber nicht.

Und dann ging es zurück nach Wiesbaden.

